

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 7

Artikel: Erben ist etwa vom Schönsten
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erben ist

Eine Geschichte von Fortunat Huber



Angehöriger, ein Gast? Sie erstaunen mich, Fräulein Jukunde. Ich habe noch nie gehört, daß Bardamen über den Tod eines Klienten Tränen vergießen. Aber es beweist mir einmal mehr, daß es ein Verbrechen ist, ein so feinfühliges Wesen wie Sie hinter eine Bartheke zu stellen.

Es war kein gewöhnlicher Gast, sagen Sie? In diesem Falle verstehe ich Ihren Schmerz. Selbstverständlich liegt es mir fern, Sie mit Fragen zu bedrängen. Ein Wort, und wir wechseln das Thema. Wie? Der Verstorbene hat Sie in mancher Hinsicht an mich erinnert? Dann kann es wohl kein ganz junger Mann gewesen sein. Er hätte mein Vater sein können, meinen Sie? Und dieser Greis war Ihr Gast? Zweimal wöchentlich ist er bei Ihnen erschienen, immer nachmittags, immer Schlag Sechs?

Sie wissen, Fräulein Jukunde, denn ich habe es Ihnen oft gesagt, rein persönlich wäre ich weitaus am liebsten überhaupt Ihr einziger Gast. Aber da ich das nicht wünschen kann, weil sonst dieses Nachtlokal schon längst eingegangen wäre, gestehe ich, daß mir Ihre Nachmittagskunden immer noch am sympathischsten sind. Vor allem solche in vorgerückten Jahren.

Oberst war der Mann? Seit Jahrzehnten altershalber zurückgetreten? Dann gestatten Sie mir, Ihnen mein nun wirklich aufrichtiges Beileid auszudrücken. Sie wissen ja, auch mein Schwiegervater war Berufssoldat. Er würde Sie zweifellos entzückend finden. Nur in einer Hinsicht wäre er wohl mit Ihnen nicht ganz zufrieden. Er verfehlt nämlich nie, wenn ihm jemand sagt, einer seiner Dienstkameraden sei gestorben, den Träger der Botschaft mit der Bemerkung «Alte Soldaten sterben nicht, sie erlösen» milde zurechzuweisen.

Aber kommen wir auf den alten Herrn zurück, dessen Andenken Sie mit einer Träne ehren: Es freut mich in dem Verblichenen post mortem einen Ihrer Tagesgäste kennen zu lernen. Sie wissen ja, daß mir hier nur ein

einziges Mal ein Gast zu Gesicht gekommen ist, jener verdächtige Graukopf mit den Blumen.

Was, auch der ist gestorben? Er lebt noch? Aber dann verstehe ich nicht, daß er Sie in seinem Testament als Erben eingesetzt haben soll. Testamente pflegen doch erst nach dem Tode des Erblassers eröffnet zu werden. Wie, Sie tragen das Testament mit sich herum?

Wie hübsch Ihre Handtasche ist! Nur viel zu groß. Bei der unglücklichen Neigung der Damen, diese mit allem Unmöglichen voll zu stopfen, sollten sie kleiner sein. Es würde die Wahrscheinlichkeit, das was sie suchen in angemessener Frist zu finden, erhöhen. Aber da haben Sie es ja schon, das Testament.

Gewiß, ja, wenn es Ihr Wunsch ist, werde ich gern einen Blick in das Dokument werfen.

Wirklich, das Schriftstück hat einen geradezu feierlichen Charakter. Zunächst erfahre ich hier zum ersten Mal Ihren Familiennamen. Aber ich werde Sie, wenn Sie es erlauben, doch nach wie vor einfach Jukunde nennen. Übrigens sehe ich, daß das tatsächlich Ihr Taufname ist, während ich vermutet habe, es sei so etwas wie das Künstlerpseudonym unter dem Sie als Dame auftreten.

Doch jetzt, Fräulein Jukunde, muß ich Sie leider enttäuschen. Die Urkunde da ist zwar vorschriftsgemäß von Anfang bis Ende, einschließlich Ortsangabe von Hand geschrieben, eigenhändig datiert und unterzeichnet. Dennoch bietet Ihnen dieses Papier nicht die geringste Sicherheit, je etwas in die Hand zu bekommen. Erstens steht keineswegs fest, daß der betreffende Herr, selbst wenn er heute tatsächlich etwas besitzen sollte, im Zeitpunkt seines Todes noch etwas besitzen wird. Zweitens müssen Sie sich darüber klar sein, daß ein Testament, im Gegensatz zu einem Erbvertrag, jederzeit durch die Errichtung eines späteren Testamentes, ganz oder teilweise aufgehoben, beschränkt, abgeändert oder ergänzt werden kann.

Illustration Toni Businger

Sie sehen so betrübt in die Welt, Fräulein Jukunde! Ist Ihnen etwas zugestoßen? Übrigens erscheinen Sie mir mit Ihrer traurigen Miene reizender als je. «Edler Schmerz verschönt den Edlen.» Sie kennen das Zitat von der Schule her. Es ist entweder griechisch oder römisch oder beides. Leider ist mir der Urtext entfallen. Es muß sich um seelischen Schmerz handeln, denn von körperlichem Schmerz läßt sich nicht behaupten, daß er schöner macht. Das kann ich Ihnen als Arzt und Mensch aus langer Erfahrung sagen. Und nun muß ich in Ihren Augenwinkeln sogar eine Träne entdecken! Jetzt aber gestehen Sie mir sofort, was Ihnen fehlt. Ich kann in meiner Freizeit keine Menschen leiden sehen, am wenigsten junge Mädchen, und am allerwenigsten Sie.

Ein Todesfall? Mein Beileid! Kein

etwas vom Schönsten

Ich muß Sie deshalb ermahnen, keinerlei Hoffnung auf dieses Schriftstück zu setzen, so sehr ich gerade Ihnen eine Erbschaft gönnen möchte. Ich bin nicht gegen das Erben eingestellt. Im Gegensatz zu meinem Sohn Benjamin. Er hält das Erben für eine moralisch fragwürdige Sache. Warum? fragen Sie, Fräulein Jukunde? Das kann ich Ihnen sagen. Mein Sohn Benjamin ist Nonkonformist. Was das sei, möchten Sie wissen? Nun, ein Nonkonformist ist ein Konformist, der gegen alles ist, für das sein Papi oder auch seine Mami ist. Aber meistens nur solange er nicht selber Papi ist, oder aber, wenn er zwar nun selber Papi ist, aber seinem Papi oder seiner Mami nicht verzeihen kann, daß sein Papi oder seine Mami so gewesen ist, wie er oder sie war, obschon inzwischen beide längst gestorben sind.

Da ich aber in meinen Sohn volles Vertrauen setze, nehme ich ohne weiteres an, daß er auch seine Abneigung gegen das Erben auswachsen wird. Dies um so mehr als seine Aussichten, einmal etwas zu erben, günstiger liegen, als sie bei mir waren und immer noch sind.

Wieso? Ganz einfach, Fräulein Jukunde. Erstens sterben wir Ärzte, die Statistik beweist es, jung. Punkt! Sterblichkeit übertreffen uns nur noch die Wirte. Da aber bloß die Überlebenden in der Lage sind zu erben, sind meine diesbezüglichen Erwartungen schon aus diesem Grunde gering. Zweitens liegen die Erbschaften, die ich erwarten konnte, im wesentlichen bereits hinter mir. Sie haben mich zu keinem reichen Manne gemacht. Meine Vorfahren waren größtenteils Geistliche oder Privatgelehrte. Angehörige dieser Professionen pflegen selten irdische Schätze anzusammeln. Wenn sie schon etwas hinterlassen, dann im besten Falle keine Schulden.

Mein Vater war Theologe. Er verzichtete jedoch darauf, seine Ausbildung beruflich auszubeuten. Sein Forschungsgebiet waren Amphibien, im besonderen Kröten. Kröten sind, wie mein Vater immer wieder betonte, ungemein interessante Geschöpfe. Und

da er es sagte, glaube ich es ihm, denn er war ein wahrheitsliebender Mensch. Dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß ich persönlich Kröten nicht ausstehen kann. Sie haben in meiner Jugend einen zu großen Platz eingenommen.

Nein, Fräulein Jukunde, wir sind nicht wie Sie vielleicht vermuten, von unserem Thema «Erben» abgewichen. Die Sache ist nämlich die: Mein Vater hat vierzig Jahre lang an einem Werk über Kröten gearbeitet. Es lag bei seinem Tode bis auf das Register und das Literaturverzeichnis fertig vor. Bei der Erbteilung ist das Manuscript an mich gefallen, da mein Schwager Jurist die Meinung vertrat, daß mir als einzigm Sohn des Verbliebenen der Anspruch zustehe, die Früchte seines großen Lebenswerkes auszubeuten. Er selbst erklärte sich im Namen meiner Schwester mit dem kleinen Aktienpaket chemischer Industriewerte, die sich von meiner Mutter her im Besitz unserer Familie befanden, zufriedengestellt.

Nun, ich habe das mir zugesprochene Werk zunächst der Reihe nach an drei angesehene Verlage naturwissenschaftlicher Richtung geschickt. Es muß von allen dreien sehr gewissenhaft geprüft worden sein, denn jeder Verlag hat ein volles Jahr gebraucht, um es zu studieren. Aber alle drei haben es schließlich mit der Bemerkung zurückgeschickt, leider doch auf die Veröffentlichung des ungemein wertvollen Werkes verzichten zu müssen, da ihr Verlagsprogramm für die nächsten zehn Jahre voll ausgelastet sei. Ich bot daraufhin das Buch einem Verlag allgemeiner Richtung an und habe nach wenigen Monaten den Bericht erhalten, daß es sich fraglos um eine Arbeit von hervorragender Bedeutung handle, ihre Lektoren jedoch nicht in der Lage seien, es autoritativ fachmännisch zu beurteilen, das Werk müßte deshalb einem Spezialisten zur näheren Prüfung unterbreitet werden. Die Kosten der Expertise von 1000 Fr. müßten natürlich von mir getragen werden.

Ich habe diese 1000 Franken dem Andenken meines Vaters geopfert, und zwar aus dem lächerlichen Betrag, den ich damals gerade aus dem Verkauf des väterlichen Hauses gelöst hatte. Es galt als abbruchreif und stand in einem Sumpf, der, unbebaubar, dem Naturschutz unterstellt werden sollte. Heute stehen auf jenem Gelände zwei sechsstöckige Wohnblöcke.

Nach einem weiteren Jahr erhielt ich den Bericht, die Expertise des Werkes sei außerordentlich günstig ausgefallen, in sachlicher Hinsicht, weniger ermutigend jedoch vom Gesichtswinkel des Marketing aus betrachtet. Gerade wegen des streng wissenschaftlichen Charakters der Arbeit kämen als Käufer knapp 400 Universitätsbibliotheken in Frage. Immerhin erklärte sich der Verlag bereit, das Risiko mitzutragen, wenn ich mich verpflichte, 40 000 Franken an die Herstellungskosten beizutragen. Bei dem Umfang von 800 Seiten des Manuscriptes und den vielen Tabellen und Tafeln eine bescheidene Summe.

Ich habe auf dieses hochherzige Angebot verzichtet, ganz einfach, weil ich keine 40 000 Franken besaß. Schließlich vermachte ich das Manuscript der Landesbibliothek, die mir das Geschenk vorgedruckt verdankte. Vermutlich ist das Werk im Katalog aufgeführt und wird wohl auf Wunsch Interessenten zur Einsicht vorgelegt. In dieser Annahme zahlte ich meinem Sohn Benjamin zu seinem 16. Geburtstag auch eine Reise nach Bern, damit er in die Lebensarbeit seines Großvaters Einblick nehmen könne. Er ist gerne hingefahren. Weil er aber dort eine Schulfreundin traf, mit der er ein Kino besuchen mußte, fehlte ihm die Zeit, sich zur Landesbibliothek zu begeben. Sollten jedoch Sie, Fräulein Jukunde, einmal zufällig nach Bern kommen, würde es mich freuen, wenn Sie sich das Manuscript vorlegen lassen. Sie können sich ohne weiteres auf mich beziehen, für den Fall, daß wertvolle Handschriften Unbekannten nur auf Empfehlung anvertraut werden.

... etwas vom Schönsten

Soweit meine Erbschaft Nr. 1. Es ist nicht meine einzige geblieben.

Habe ich Ihnen schon einmal von meiner Sprechstunde am Tage meiner Praxiseröffnung erzählt? Nein? Vielleicht ein anderes Mal ausführlicher. Für heute muß ich mich, um bei unserem Thema zu bleiben, mit der Feststellung begnügen: es herrschte kein Gedränge. Erschienen ist einzig eine Dame, die ich, da ich Patienten nie mit ihrem richtigen Namen nenne, als Frau Wohlwill bezeichnen werde, denn sie wollte mir wohl und ist mir bis zu ihrem letzten Tag wohlgesinnt geblieben.

Das Besondere der Patientin Wohlwill war, daß sie, obschon sie mich der Ohren wegen aufsuchte, weder über Ohrenschmerzen klagte, noch darüber, zu wenig zu hören. Im Gegenteil. Was ihr Kummer machte war, Geräusche zu vernehmen, die andere Leute nicht hörten. Die Erscheinung ist ziemlich häufig. Was die Patienten plagt, hört sich nach ihren Schilderungen an wie das Summen von Wespen, das Schwirren von Mücken. Die Ursache mag zum Beispiel in einer Erkrankung des Innenohres liegen. Was dagegen getan werden kann, fragen Sie, Fräulein Jukunde. Ihr Wissensdurst ehrt Sie. Ich werde Ihnen darüber gerne jede gewünschte Auskunft erteilen, wenn uns einmal mehr Zeit zur Verfügung steht.

Also zurück zu den Geräuschen der Dame Wohlwill: Nicht selten tagsüber, meistens wenn sie sich im Bade befand, oder sonstwo gerade schwer abkömmlig war, am häufigsten nachts, schrillte ihr Telephon. Aber wenn sie sich am Apparat meldete, blieb die Antwort aus. Es handelte sich nicht um Anrufe der Außenwelt, sondern um Täuschungen ihres Gehörorgans.

Auffällig war der gewissermaßen drohende Ton, in dem Frau Wohlwill ihre Ausführungen vorbrachte, und daß sie zweimal nachdrücklich betonte, ich sei nicht der erste Arzt, den sie in dieser Angelegenheit aufsuche, woraus ich mit Sicherheit schloß, daß sie bereits eine lange Rei-

he von Kollegen um Hilfe angegangen hatte. Das drängte mir gewisse Vermutungen auf, die mich veranlaßten, bevor ich an die Untersuchung ging, die Patientin zu ermuntern, mir nochmals alles über die sie quälen den Telephonanrufe zu sagen.

Es stellte sich bald heraus, daß das, worunter die Dame wirklich litt, nicht der Lärm des Telephons war, sondern die Enttäuschung, wenn ihr immer wieder freundlich einladendes «Wohlwill?» ohne Echo blieb. Denn im stillen, so gestand sie schließlich, hoffte sie doch jedesmal, daß sich jemand melden würde, der sich an sie erinnerte. Ihr Bekanntenkreis war eben nach dem frühen Tode ihres Mannes immer kleiner geworden. Verwandte besaß sie, außer einem Neffen, der nichts von sich hören ließ, keine. Sie fühlte sich sehr einsam.

Nach der anschließenden genauesten Untersuchung beschränkte ich mich darauf, der Patientin der Wahrheit entsprechend zu sagen, daß ich an ihren Ohren nichts Außergewöhnliches entdeckt habe. Gleichzeitig erklärte ich mich bereit, auf Wunsch die Untersuchung zu wiederholen.

Erst als nach mehreren Konsultationen über eine längere Zeitspanne der Befund der gleiche geblieben war, riet ich Frau Wohlwill, in Erwägung zu ziehen, ob bei den sie beunruhigenden Symptomen vielleicht auch seelische Umstände mitbeteiligt sein könnten. Wenn ja, wäre die Hilfe allerdings nicht beim Ohrenspezialisten sondern beim Psychiater zu suchen.

Die Wirkung meiner Äußerung war unerwartet. Die Dame lächelte fein und meinte, das hätten ihr seit Jahren alle Ärzte gesagt, aber keiner so lieb wie ich. Sie versprach, meinen Rat zu befolgen.

Ich vermute, sie hat es wirklich getan, denn während all der Jahre, in denen sie sich zu Routine-Untersuchungen einfand, klagte sie nie mehr über ihre früheren Beschwerden.

Nein, Fräulein Jukunde, ich bin mit meinen Ausführungen keineswegs auf Abwege geraten, sie hangen eng mit

unserem Thema vom Erben zusammen, denn die Dame Wohlwill hatte mir bald schon einmal ihren Plan verraten, mich in ihrem Testament zu bedenken. Ich pflege solche und ähnliche Äußerungen von Patienten äußerst kühl aufzunehmen. Das heißt, ich beachte sie überhaupt nicht. Ob man mir eine Ferienwohnung auf den kanarischen Inseln oder eine Jagdhütte in Jugoslawien zur Benützung gratis in Aussicht stellt, oder man mir behilflich sein will, ein Grundstück zu besonders günstigen Bedingungen zu erwerben, ich nicke bloß höflich und stelle zu gegebener Zeit meine Rechnung, wie es sich gehört, womit die Angelegenheit in der Regel erledigt ist.

Frau Wohlwill jedoch kam, Rechnungen hin oder her, immer wieder auf ihren Vorsatz zurück, mich in ihr Testament einzuschließen. Aber ich habe ihren Äußerungen schon angesichts ihrer bereits erwähnten Besonderheiten keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt.

Nun, vor knapp 15 Jahren rief mich die Hausdame der Dame Wohlwill an, ihre Dame sei ernstlich erkrankt und wünsche dringend meinen Besuch. Hausbesuche sind, Fräulein Jukunde, bei den Leiden, die ich behandle, Ausnahmen. Meine Patienten sind in der Regel in der Lage, mich in der Praxis aufzusuchen. Außerdem schätze ich es gar nicht, wenn mich Angehörige von Patienten mit der Behauptung ins Haus locken wollen, es handle sich um etwas Ernstes. Die Entscheidung darüber, was ernst und nicht ernst ist, behalte ich mir gerne selber vor. In diesem Falle jedoch veranlaßte mich ein unbestimmtes Gefühl, dem Verlangen nachzukommen.

Frau Wohlwill wohnte in einem Quartier mit Restbeständen überalterter Villen, die eine nach der andern abgerissen werden, um modernen Büropalästen Platz zu machen. Am Portal empfing mich die Hausdame. Eine ehrfurchtsgebietende Erscheinung, die mich an den Adjutant-Unteroffizier in unserem Bataillon erinnerte.

«Ich bin sehr glücklich», sagte sie,

... etwas vom Schönen

«daß Sie gekommen sind. Frau Wohlwill», das heißt, sie nannte diese natürlich mit ihrem richtigen Namen, «ist auf das Schlimmste gefaßt und möchte vorher noch die Sache mit Ihnen in Ordnung bringen.»

Ich war überrascht, unangenehm überrascht. Wenn ich schon Patienten aufsuche, dann nur als solche und nie, um Sachen in Ordnung zu bringen. Außerdem war zwischen Frau Wohlwill und mir meines Wissens alles in bester Ordnung. Folglich mußte es sich um etwas handeln, das Frau Wohlwill mit sich selber in Ordnung bringen wollte.

Ich witterte Gefahr. Hatte sich die Dame entschlossen, mir ein Geheimnis anzuertrauen, das sie nicht mit ins Grab nehmen wollte? Ich habe Ihnen schon einmal erklärt, wie peinlich es mir ist, daß so viele Menschen dazu neigen, mir Bekenntnisse abzulegen. Geständnisse gehören vor den Geistlichen, aber, wenn es schon ein weltliches Ohr sein muß, vor das eines Kollegen Psychiaters. Aber was wollen Sie, ich war nun einmal da, und wenn es um die Dame wirklich so übel stand, wollte ich auch nicht der sein, der ihr den letzten Wunsch ausschlug.

Frau Wohlwill empfing mich bleich mit einem verheißungsvollen Lächeln.

«Sie kennen den Grafen Dürckheim», fragte sie, «den deutschen Denker indisch-chinesisch-japanischer Richtung? Ich habe alle seine Werke mit Gewinn gelesen. An einer ganz bestimmten Stelle legt er dar, wie wichtig es ist, vor dem Abscheiden das irdische Haus zu bestellen.»

Ich wunderte und freute mich über diesen bodenständigen Rat eines Vertreters fernöstlicher Weisheit. Aber bevor ich dazu kam, meinem Erstaunen Ausdruck zu geben und einzugehen, daß ich mit dem Gedankengut des genannten Aristokraten und Geistesfürsten leider nur flüchtig bekannt sei, fuhr Frau Wohlwill fort: «Deshalb liegt mir nun daran, bevor ich gehe, dafür zu sorgen, daß meine bescheidenen irdischen Güter in die richtigen Hände kommen.»

Gar so bescheiden können diese irdischen Güter auch wieder nicht sein, fuhr es mir durch den Kopf, angesichts der Hunderte von Quadratmetern Gemüsegarten rund um diesen Wohnsitz so gut wie mitten in der Stadt. Aber, glauben Sie mir oder glauben Sie mir nicht, es kam mir überhaupt nicht in den Sinn, daß ich der Glückliche sein könnte, für den diese Güter bestimmt seien. Groß war deshalb meine Überraschung über die nun folgende Eröffnung.

«Es ist mir schon lange ein lieber Gedanke gewesen, Sie in mein Testament einzubeziehen. Ich habe es nicht ohne Vorsichtsmaßnahmen getan. Denn es wäre mir entsetzlich, Ihnen damit Unannehmlichkeiten zu bereiten.»

Anschließend rückte Frau Wohlwill mit einer merkwürdigen Geschichte heraus. Kurz gefaßt: Die Dame hatte als junges Mädchen zwei glückliche Jahre in einem englischen Pensionat verbracht. In die Heimat zurückgekehrt, abonnierte sie ein Londoner Sonntagsblatt, dem sie ihr Leben lang treu blieb. Sie las es, wie sie gestand, nicht von der ersten bis zur letzten Zeile. Aber gewisse Berichte kriminalistischer Natur haben sich ihr unauslöschlich eingeprägt. So jener des Falles eines gewissen Doktor Adams. Dieser soll – immer nach der Schilderung der Frau Wohlwill – in einer kleineren Stadt der Vertrauensarzt zahlreicher begüterter Rentner und vor allem deren Witwen gewesen sein. Von diesen war er häufig kurz vor ihrem Ableben mit kleineren oder größeren Summen bedacht worden.

Schließlich sei Adams von einer reichen Witwe sogar als Universalerbe eingesetzt worden. Was den Unwillen eines Neffen erregte, der verlangte und durchsetzte, daß die Leiche seiner Tante exhumiert wurde. Dabei seien Spuren von Gift festgestellt worden, ebenso in den Erdenresten anderer Witwen, die Adams beerbt hatte. Worauf der Arzt wegen Mordverdachts verhaftet wurde. Der Prozeß muß sei-

nerzeit großes Aufsehen erweckt haben. So auch bei der Dame Wohlwill, die von der Unschuld des Angeklagten überzeugt war. Der Arzt soll dann – mangels Beweises – freigesprochen worden sein.

Sie fragen sich natürlich, Fräulein Jukunde, was die Patientin veranlaßte, mir dieses fait divers so langfädig auseinanderzusetzen. Es geschah, wie mir Frau Wohlwill erklärte, um mir verständlich zu machen, warum sie ihr Testament unter Mitwirkung eines Notars aufgesetzt habe, dem sie zudem noch das frische Gutachten eines Psychiaters vorlegte, daß sie im Sinne des Gesetzes als voll zurechnungsfähig betrachtet werden könne. Sie wollte damit mir als Arzt und Miterbe jeden eventuellen späteren Ärger ersparen.

Was meinen Sie dazu? Mir erschien die Sache reichlich kurios. Schon der Name des Arztes. Erinnerte dieser nicht verdächtig an den Namen unseres Stammvaters Adam und damit an Sünde, Erbsünde und schließlich Erben schlechthin? Ich fragte mich, ob da der guten Dame Wohlwill bei aller Zurechnungsfähigkeit nicht doch allerlei durcheinander gekommen war. Aber ich wollte der Armen nicht durch meine Zweifel die letzten Tage verdüstern. So dankte ich ihr, wenn auch mit zwiespältigen Gefühlen, schlicht für die Freundlichkeit, an mich gedacht zu haben, und verabschiedete mich herzlich.

Aber noch kurioser ist, was nun folgt. Sie, Fräulein Jukunde, kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich nicht übermäßig an Geld und Gut hänge. Meine Ansprüche sind bescheiden. Der einzige Luxus, den ich mir leiste, ist praktisch die Zwergflasche Bier, für die ich in Ihrem Etablissement täglich, Sonn- und Festtage ausgenommen, Service inbegriﬀen rund fünf Franken auslege. Andererseits gebe ich zu, kein Verächter irdischer Güter zu sein.

Ich hätte es deshalb verstanden, wenn mir in einem meiner wenigen müßigen Augenblicke auch einmal

flüchtig die Frage aufgetaucht wäre, worin wohl die mir von Frau Wohlwill angekündigte Erbschaft bestehe. Ich hätte das für ebenso unbedenklich gehalten, wie wenn der Besitzer eines Lotterieloses mit dem Gedanken spielt, den großen Treffer in der Tasche zu tragen. Aber so verhielt es sich bei mir eben nicht, sondern es verging kein Tag, an dem mich nicht vor dem Einschlafen die Frage beschäftigte, wie vielstellig wohl die Summe aus der Erbschaft Wohlwill sein möchte. Eine gewisse Entschuldigung mag sein, daß wir gerade damals unser Haus bezogen hatten und die Hypothekenzinsen und die vereinbarten Rückzahlungen höher waren, als meine Einnahmen eigentlich verantworten ließen.

Klar, ich habe von der mir in Aussicht stehenden Erbschaft vor keinem Menschen etwas verlauten lassen. Einzige Ausnahme: meine Frau, der ich so gut wie alles anvertraue. Sie besitzt die wertvolle Eigenschaft, mich, wenn ich ihr etwas erzähle, ohne Zwischenbemerkungen von Anfang bis zum Ende abzuhören. Anders als zum Beispiel mein Sohn Benjamin, der, wenn ich mich anschicke, seine Welt- und Menschenkenntnisse durch wertvolle Äußerungen meinerseits zu erweitern, sich in die Lektüre einer Zeitung zu vertiefen pflegt, oder meine Tochter Nana, die im gleichen Fall ein Liedchen zu summen beginnt. Sie verstehen deshalb meine peinliche Überraschung, als sich meine Frau dieses eine Mal anders verhielt.

Ich war eben erst dazu gekommen, das Wort Erbschaft auszusprechen, als meine Frau seufzte. Nun, Fräulein Jukunde, auf Seufzen bin ich allergisch. Es zerfetzt mir die Nerven. Wenn Sie je heiraten – und bei Ihrem Charme wundert mich bloß, daß Sie es nicht schon längst und mehrfach sind – dann seufzen Sie nie. Wer seufzt, beweist, daß er den Glauben aufgegeben hat, das, was sie oder ihn zum Seufzen bringt, je überwinden zu können. Eine Seelenhaltung also, die an Menschen der näheren Umgebung zu ertragen so gut wie un-

möglich ist, am allerunmöglichsten bei der eigenen Frau.

Und doch, es lag keine Täuschung vor: meine Frau hatte geseufzt. Sie muß gefühlt haben, wie mich das getroffen hat, denn sie versuchte sich zu erklären:

«Franz», sagte sie und: «das Krötenmanuskript».

Nun, Fräulein Jukunde, über das Drum und Dran meiner Erbschaft des Lebenswerkes meines lieben Vaters sind Sie im Bild. Das Stichwort Franz hingegen verlangt noch eine Erklärung. Franz heißt mein Schwager, der das abbruchreife Haus meines Vaters auf dem unbebaubaren Sumpfland gekauft hat und nun Besitzer der darauf errichteten Wohnblöcke ist. Ich habe diese Tatsache Ihnen gegenüber bisher unerwähnt gelassen, weil ich daran nicht einmal denken kann, ohne mich maßlos aufzuregen. Mein Schwager Franz ist Jurist. Sein Vorgehen bei dieser Transaktion war streng korrekt. Worüber ich mich ärgere, ist einzig meine bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegte Dummheit.

Aber zurück zum Seufzen meiner Frau. Sie hatte alle drei Jahre bis zu dem Augenblick, in dem mir jetzt das Wort Erbschaft entfahren war, nie weder das Krötenmanuskript noch das Haus am Sumpf erwähnt. Es widerspricht ihrer Natur, in meinen Wunden zu wühlen. Sie ist bestimmt auch in dem vorliegenden Fall bloß dem seelischen Druck der noch unbezahlten und noch zu erwartenden Rechnungen über Anschaffungen für unser neues Haus erlegen. Sie hat mir denn auch als taktvollen Ausdruck ihrer Reue an jenem Abend mein Lieblingsgericht aufgetischt, Schüblinge mit warmem Kartoffelsalat, obschon sie selber auf den Genuß dieser Wurstgattung des hohen Fettgehaltes wegen verzichten muß und ihr Vater sich einmal als Ehrengast an einem Schützenfestbankett im Freien mit einem der Sonne ausgesetzten Kartoffelsalat vergiftet hat.

Aber fassen wir uns kurz. Die Da-

me Wohlwill ist dann bald darauf wirklich gestorben. Nach angemessener Frist wurde ich zur Testamentseröffnung geladen. Ich hatte bisher noch nie einer solchen Amtshandlung beigewohnt, weshalb ich unsicher war, wie ich mich für diesen Anlaß am schicklichsten kleiden sollte. Meine Frau riet zu dunkel aber nicht schwarz, meine Tochter Nana tippte auf sportlich. Ich bin dann in Schwarz hingefahren.

Es war eine zahlreiche, sehr gemischte Gesellschaft, die ich auf dem Notariat vorfand. Ich hätte mir der Kleiderfrage wegen keine Sorge machen müssen. Alles war vertreten, vom Mini-Jupe bis zum Gehrock. Aber zum Wesentlichen: es stellte sich heraus, daß ich ein Bild geerbt hatte. Sie begreifen die Verwirrung, in die mich diese Eröffnung stürzte, und werden es mir nicht als Banausentum auslegen, wenn ich Ihnen verrate, daß ich im ersten Augenblick enttäuscht war.

In meiner damaligen Lage wäre mir jede Summe in bar lieber gewesen. Ich kannte mich! Ich wußte, daß ich es nie über das Herz bringen würde, das Werk eines Meisters zu versilbern, selbst nicht für einen der phantastischen Preise, von denen man etwa nach Auktionen hört. Fräulein Jukunde, ich liebe die Kunst. Ich lege einen nicht ganz verächtlichen Teil meines Einkommens, das allerdings auch heute noch im Vergleich zu dem eines halbwegs anständigen Wirtschaftsführers, gleich welcher Branche, geradezu zwerhaft genannt werden muß, in Bildern an. Jedoch nur in solchen von zeitgenössischen Malern, die ich mehr oder weniger selber kenne.

Abgesehen davon war mir klar, daß das geerbte Bild nicht unbedingt das Werk eines Monet, Manet oder Matisse sein mußte. Ich versuchte mir zu vergegenwärtigen, was ich bei meinem einzigen Besuche im Hause Wohlwill an Bildern gesehen hatte: in der Eingangshalle, der breiten Treppe entlang hinauf zum ersten Stock, durch den hohen Gang zum Schlafzimmer der Dame Wohlwill und in diesem selbst, in dem ich mich viel-

... etwas vom Schönsten

leicht eine halbe Stunde aufgehalten hatte. Aber ich konnte mich an keine Bilder, nur an dunkle Flecken an dunklen Wänden erinnern.

Dann ist das Erbstück bei uns eingetroffen. Seine Verpackung machte der Firma, die sie besorgt hatte, alle Ehre. Außen drumherum eine braune Hülle aus einem Material, das man in meiner Jugend für Kartoffelsäcke verwendet hat. Darunter ertastete man ein hölzerne Gerüst. Format um die zwei Meter auf ein Meter. Das, was die Hülle barg, hätte also, was es auch sein mochte, wenn es überhaupt in unserem Hause Platz fand, in jedem Falle fürderhin eine geradezu beherrschende Rolle in unserem Leben gespielt.

Selbstverständlich zog ich mir bei dem Versuch, das Bild aus der Schale zu befreien, eine Verletzung meiner rechten Hand zu, denn das hölzerne Gerüst war mit Blechbändern vernagelt. Blutbefleckt mußte ich es meiner Frau überlassen, die Arbeit zu Ende zu führen. Im Innern des Brettergerüstes fand sich reichlich Holz-

wolle, unter dieser Papier und nochmals Papier, schließlich in einem Plastiksack das Bild.

Als das Objekt nackt und bloß vor uns stand, aufrecht, es handelte sich um ein Hochformat, wandte sich meine Frau wortlos ab. Ich verstand sie, denn das Bild, Fräulein Jukunde, war, was sich auf den ersten Blick erkennen ließ, kein Meisterwerk. Kein Holbein, kein Füssli, kein Hodler, aber auch kein Klee. Die Dame Wohlwill, stellte sich später heraus, hatte es selber gemalt.

Sie haben recht, Fräulein Jukunde, es ist keine Schande, wenn ein Maler seine Bilder selber malt, auch ein Rubens soll das größtenteils getan haben, auch ein El Greco, wenngleich gewisse Stücke seines Oeuvre ein gewisser Preboste gemalt haben soll. Aber, und nun kommt der Unterschied: Frau Wohlwill war zwar ein guter Mensch, jedoch keine Künstlerin.

Das Gemälde, ein überlebensgroßes Portrait eines stehenden Herrn, trug auf der Rückseite die Beschriftung: Mein Carl, Öl auf Leinwand. Ferner ein Datum. In dem erwähnten Carl vermutete ich sofort den jung verstorbenen Gatten der Erblasserin. Eine Vermutung, die sich bestätigte.

Fräulein Jukunde, was würden Sie mit einem zwei Meter hohen und ein Meter breiten Portrait eines gewissen Carl, dem jung verstorbenen Gatten einer eben erst verschiedenen Ex-Patientin anstellen, das kein Kunstwerk ist?

Eine Kette logischer Überlegungen führte mich zu dem Entschluß, das Gemälde an einen jungen Herrn weiterzuleiten, den ich anlässlich der Testamentseröffnung als Neffen der Dame Wohlwill flüchtig kennengelernt hatte. Ich zweifelte nicht daran, daß ihm die Bande der Verwandtschaft das Bild teuer machen mußten. Die Sendung war selbstverständlich von einem netten kleinen Brief begleitet.

Das Gemälde ist kurz darauf, ohne erläuternde Worte, an uns zurückgekommen. Nicht aber der goldene Rah-

men. Mein Sohn Benjamin hat das Portrait später in unserem Keller aufgestellt. Er erwartete in seiner Knabenphantasie, damit Einbrecher, wenn sie beim Aufleuchten ihrer Taschenlaternen Carl erblicken würden, in die Flucht zu treiben. Ich komme selten in den Keller, aber ich vermute, Carl steht immer noch dort.

Soweit meine Erfahrungen mit Erbschaften. Sie sehen, Fräulein Jukunde, ich hatte in dieser Richtung bisher keine glückliche Hand. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich auch heute noch eine nette Erbschaft kaum ausschlagen würde. Ich teile die menschliche Neigung, immer wieder dunkel zu erwarten, einmal etwas für nichts zu erhalten, oder doch für so gut wie nichts. Übrigens, fällt uns nicht wirklich das Wertvollste im Leben ohne jeden eigenen Verdienst gratis zu? Das Leben, die Luft und die Liebe?

Um jedoch auf das Erben zurückzukommen: meiner Meinung nach ist nicht nur das Erben etwas Schönes, sondern auch, andern etwas zu vererben. Da man die irdischen Schätze zurücklassen muß, ist der Gedanke tröstlich, mit diesen doch den Hinterlassenen eine letzte kleine Freude zu bereiten.

Und nun zu dem Testament Ihres sauberen Gastes: Erklären Sie ihm, falls er die Stirn hat, nochmals bei Ihnen aufzutauchen, daß Sie 1. keine Testamente sammeln, daß Sie 2. es strikte ablehnen, auf den Tod eines Mitmenschen zu spekulieren, und er 3., wenn er es wirklich gut mit Ihnen meinen sollte, am besten eine runde Summe, groß oder klein, auf ein Konto einer angesehenen Bank zu Ihrer freien Verfügung überweist, mit 4. der schriftlichen Verpflichtung, sich von jenem Tage an nie mehr in Ihrer Bar blicken zu lassen. Das wäre eine noble Geste, die kein rechtes Mädchen zurückweisen sollte.

Aber wollten Sie mir nicht etwas von Ihrem verstorbenen Bargast erzählen? Das nächste Mal! Für heute ist meine Zeit leider wieder einmal abgelaufen. Auf morgen!

STIBUTEN

Aus Schüleraufsätzen und Schülerantworten, gesammelt von H. R.

In der Schule lesen wir Schillers «Tell». Dieses Drama besteht aus fünf Nakten.

Meine Verwandten wollen das Geschäft aufgeben. Der Onkel sagt, die Gewinn-Arsche sei zu klein.

Am Radio höre ich gerne klassische Musik, Mozart oder Heiden.

Vorletzte Woche hatte ich einen unglücklichen Tag. Ich ließ einen Topf voll Milch fallen. Dann kläpfte mich die Mutter; und als der Vater am Abend heimkehrte, bekam ich noch auf das Feudal (Verdeutschung von Füdli).